

Sehr geehrte Damen und Herren,

als Frau Munzinger-Jothe mich gefragt hat, ob ich die Rede an diesem heutigen Tage halten würde, habe ich mich über die Anfrage gefreut und gerne zugesagt.

Als Superintendent ist es ja meine Aufgabe, Kirche in der Öffentlichkeit zu vertreten. Und so und in dieser Rolle verstehe ich mich heute bei Ihnen. Als Vertreter von Kirche. Ich finde das zur Rollenklärung wichtig, dieses auszusprechen.

Und zwar für mich. Und für das Thema meiner Rede! Ansonsten bliebe nur der qualifizierte Laie, der Ihnen, ausgerechnet Ihnen, vielleicht etwas von Pädagogik erzählen wollte. Nein, damit würde ich sicherlich Eulen nach Athen tragen. Denn das ist ja gerade das Besondere und Herausragende an diesem Tage, dass Sie, liebe Damen und Herren, ab heute offizielle Fachleute für den Unterricht an unseren Schulen sind.

Und so möchte ich Sie zunächst einmal beglückwünschen: Ich freue mich mit Ihnen und wünsche Ihnen alles denkbar Gute zum Start in Ihren Beruf!

Nach dieser Einleitung können Sie nun fragen: Ja bitte, was hat der uns denn nun zu sagen? Und diese Frage habe ich mir auch gestellt.

So habe ich mir dann zunächst einmal die Reden in den vergangenen Jahren angeschaut, die stehen ja im Internet. Und ich kann Ihnen sagen, ich bin sehr beeindruckt über die gesammelte Kompetenz, über die liebevolle Begleitung über alle gesellschaftlichen Bereiche hinweg.

In diesem ersten Zugang ist mir deutlich geworden: Schule steht nicht für sich, sondern ist eingebettet in diese Gesellschaft. Und das ist mir ein wichtiger Gedanke! Die Schule, und damit natürlich die Pädagogik als die den Unterricht reflektierende Wissenschaft, reagiert auf diese Gesellschaft.

Sie kennen die Diskussionen über die Förderung der sozialen Kompetenzen, oft vor dem Hintergrund von Gewalttaten.

Oder in den letzten Jahren den Ruf nach deutlicherer naturwissenschaftlicher Orientierung, hervorgerufen durch den Fachkräftemangel in diesen Berufen. Das ist so: Die Schule reagiert auf die Gesellschaft, wird gerne auch als Instrumentarium gesehen, bestimmte Defizite gesellschaftlicher Entwicklung auszugleichen.

Und umgekehrt natürlich ebenso: Die Schule prägt diese Gesellschaft ja über diejenigen, die aus ihr entlassen Bestandteil derselben sind. Und natürlich auch über die mit den Schülern verbundenen: Das sind die Eltern, die Großeltern, die Geschwister, aber dann auch die Politiker, und später die Arbeitgeber, die Vereine und Verbände.

Damit hat die Schule eine ungemein wichtige Aufgabe in dieser Gesellschaft. Zum einen muss sie auf die Veränderungen in dieser Welt reagieren. Und zum ande-

ren muss sie diese Veränderung, die sie selber mit beeinflusst, auch kritisch reflektieren und ihre Schutzbefohlenen zu eben dieser Reflexion anleiten.

Mit diesen Überlegungen, werte Zuhörerinnen und Zuhörer, bin ich nun bei meiner Rolle und meinem Thema angekommen. Mit dem Eintritt in Ihren Beruf werden Sie deutlichen Anteil nehmen an diesem komplexen System von Schule und Gesellschaft, von gegenseitiger Beeinflussung und Durchdringung.

Ich finde es gerade an dieser Nahtstelle Ihrer Biografie äußerst spannend, und auch angemessen, hier inne zu Halten und einfach mal zu schauen: Was machen wir da eigentlich? Und warum tun wir das? Welches Menschenbild prägt unser Tun und welche Auswirkungen auf unser Handeln hat das?

Mit diesen Fragen beschreiten wir den Grenzbereich zwischen Bildung und Pädagogik. Es ist die Frage nach den Werten, die Sie vermitteln wollen und damit eine ganz entscheidende Frage für Ihr weiteres Berufsleben.

Wenn Sie nun an die neuere Diskussion denken, die sich mit bildungstheoretischen Konzepten beschäftigt, dann spüren sie auch, dass wir mit dieser Fragestellung mitten in einem spannenden Prozess angekommen sind, der die Aufgabe von Schule in dieser Gesellschaft neu definieren will.

Ausschlaggebend war die Erkenntnis, dass wir uns, gesellschaftstheoretisch formuliert, mitten in einem Umbruch befinden, dem Umbruch nämlich von der Industrie- zur Wissensgesellschaft.

Im Jahre 1995 erschien ein Unesco-Bericht zur Bildung für das 21. Jahrhundert namens: „Lernfähigkeit, unser verborgener Reichtum“.

Dies war der Anstoß für viele Veröffentlichungen, nunmehr grundsätzlich über bildungstheoretische Konzepte zu reflektieren. Ich nehme hier vor allem eine Suchbewegung wahr, Antworten zu finden, wie Schule sich begründen kann, wenn die Gesellschaft sich grundsätzlich verändert.

Diese Veränderung lässt sich in vielen Bereichen wahr nehmen. In der Arbeitswelt findet ein radikaler Wandel der Produktionsformen statt. Arbeitnehmer müssen, egal welcher Qualifikation, mit neuen Technologien und Kommunikationsformen zurecht kommen. Dazu kommt ein ständiger Wandel von Modellen der Wochen- oder Lebensarbeitszeit.

Wer berufstätig ist, muss sich darauf einstellen, in einem ständigen Prozess zu stehen, sich immer neu Informationen beschaffen zu müssen und die Rahmenbedingungen seiner Arbeit immer neu verändert zu sehen.

Auch gesellschaftlich ist der Wandel wahrzunehmen, ich weise hier nur auf die sozialen Sicherungssysteme: Jeder einzelne wird immer mehr in die Verantwortung für die Absicherung seiner Lebensbereiche gestellt.

Im Bildungsbereich geschieht strukturelle Veränderung eher unbemerkt: So wird offiziell immer noch zwischen Erstausbildung, Weiterbildung und Fortbildung unterschieden. Von betrieblicher Seite verwischen sich diese Gebiete: Es zählt nicht mehr der einmal gemachte Schul- oder Ausbildungsabschluss, sondern die kontinuierliche Weiterbildung, der je aktuelle Stand des Wissens.

Im kulturellen und religiösen Bereich stellt sich in diesen Veränderungsprozessen die spannende Frage nach den bleibenden Werten! Es ist die Frage nach den Orientierungskriterien, an denen Veränderung zu messen ist. Denn das ist ja nun wirklich so: Nicht alles, was möglich ist, ist gut! Aber das, was gut ist, soll allen möglich gemacht werden!

So impliziert der Begriff der Wissens-Gesellschaft ja die Vorstellung, dass es vor allem um Faktenvermittlung und um Anwendungswissen gehen soll. Das wäre dann wohl die Absage an den bürgerlichen Bildungsbegriff, und die Schule wäre auf die Rolle des Zulieferanten für die jeweiligen Erfordernisse der Gesellschaft reduziert.

Interessanterweise hat schon damals der Unesco-Bericht ein anderes Stichwort vorgegeben: Das Konzept des lebenslangen Lernens als entscheidenden Schlüssel, Veränderungsprozesse bestehen zu können. Damit sind wir weg von einem Ideal eines Anwendungswissens hin zu einer anderen, ganzheitlichen Sichtweise dessen, was Lernen sein soll und kann.

Für mich impliziert lebenslanges Lernen viele Dimensionen:

- Natürlich ist Lernen die Kunst, sich Wissen zu erwerben. Lernen zielt dann sowohl auf eine gute Allgemeinbildung wie auch auf die grundsätzliche Fähigkeit, sich Wissen anzueignen, also das Lernen zu lernen.

- Darüber hinaus ist Lernen auch die Kunst, handelnd die Umwelt gestalten zu können. Lernen reicht über Wissen hinaus und schließt die Kompetenz ein, sich auf neue Situationen einzustellen, oder auch im Team zusammen zu arbeiten.

- Lernen bezieht sich ebenso auf die Kunst, zusammenzuleben, also Verständnis füreinander zu entwickeln oder die Umwelt gestaltend in den Blick zu nehmen.

- Und Lernen ist Lernen für das eigene Leben, meint also die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, die Ausbildung von Urteilsvermögen und Verantwortungsbewusstsein.

Diese Beschreibung von Lernen, bzw. der Aufgabe des lebenslangen Lernens hat gesellschaftlich übrigens einen sehr deutlichen Hintergrund, der mir wichtig ist zu betonen: Den christlichen Freiheitsbegriff!

Um dieses zu erläutern, greife ich ein wenig zurück: Einige Gedanken über das Verhältnis von Schule und Kirche.

Die ersten Schulen in der europäischen Christenheit waren Schulen für Oblaten, für den Klöstern anvertraute Kinder. Schule war die Ausbildung für das Leben des Klerus.

Mit der Einrichtung der Lateinschulen erfolgte im Mittelalter eine andere Ausrichtung: Schule sollte auch auf staatliche und kaufmännische Aufgaben vorbereiten.

Mit der Reformation geschah nun eine in sich logische Wende: Die Einsicht in die Unmittelbarkeit der Gottesbeziehung, und das ist ja der reformatorische Grundgedanke, dass ich als Christ, eben keinen Mittler brauche, zwischen mir und meinem Gott, diese Einsicht hatte Folgen für das Menschenbild.

Wenn also jeder Christ Verantwortung übernehmen soll für seinen Glauben, wenn also jeder freies Gegenüber Gottes sein soll, dann, ja dann muss er dafür auch qualifiziert sein. Und - ganz unerhört in der damaligen Zeit - nicht nur er, sondern auch sie. Jeder Mensch braucht Bildung. Interessant eine Formulierung von Martin Luther: Er sagt, Erziehung sei „auf Erden das alleredelste und teuerste Werk“.

So sind uns drei Schulschriften Martin Luthers überliefert, in denen er unter anderem die Ratsherren der Städte dazu auffordert, Schulen zu gründen und die Eltern anhält, ihre Kinder zu einer Schule zu schicken!

Dies ist sicherlich auch der Hintergrund dafür, dass in preußischen Landen noch bis zum 1. Weltkrieg die Schulaufsicht durch die Geistlichen erfolgte oder dass bis in die 60er Jahre hinein Schulabschluss und Konfirmation in vielen Gebieten engstens miteinander verknüpft waren.

Luther spricht in seiner Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen“ davon, dass sich der Mensch als Person der Beziehung zu Gott verdankt, und dass deshalb Handeln und Gewissen des Christen frei und unabhängig sein müssen von allen weltlichen Bemächtigungsversuchen.

Von diesem christlichen Freiheitsbegriff definiert sich eine christliche Zielvorstellung von Pädagogik, bzw. eine christliche Definition, was Schule leisten soll: Sie soll dem Menschen eine Handlungsfähigkeit ermöglichen, die ihn unabhängig macht sowohl von eigener Anmaßung als auch von fremdem Zwang.

Der christliche Bildungsbegriff meint also, allgemein gesprochen, die Entwicklung von Handlungsfähigkeit.

Handlungsfähigkeit wiederum umfasst die Deutungskompetenz des eigenen Lebens und damit wiederum die Fähigkeit, das eigene Leben als Ganzes zu begreifen und zu gestalten.

Es gibt somit einen christlichen Maßstab für Bildung: Bildung erweist sich daran, wie Menschen in ihren unterschiedlichen Kontexten handlungsfähig sind. Also im kulturellen, im sozialen und im religiösen Hintergrund ihres Lebens.

Nun will ich nicht verschweigen, dass gerade in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts dieser Bildungsbegriff radikal hinterfragt worden ist!

Zunächst sollte der Begriff der „Bildung“ durch den des „Lernens“ ersetzt werden. Dahinter verbirgt sich die Erkenntnis des Prozesshaften eines Aneignungs geschens. Diesen Prozessen galt es nun, mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Der bisherige Bildungsbegriff galt als Rückwärtsgewandt. Eine grundsätzliche Kritik war, dass der Begriff „Bildung“ die realen Lebensverhältnisse des Menschen nicht in Blick nehmen könne und immer nur ein abstraktes Ideal beschreibe denn eine Zielvorstellung pädagogischen Handelns.

Auch galt der Begriff der „Bildung“ als Rückwärtsgewandt, während die pädagogische Aufgabe sei, sich den Herausforderungen der Zukunft zu stellen. So kam es zu Formulierungen in den Lehrplänen, die weniger die Frage nach den Inhalten als vielmehr die Frage nach den Qualifikationen in den Vordergrund gestellt haben.

Dies, liebe Damen und Herren, ist ausgesprochen rudimentär dargestellt, und ich bitte diese in diesem Rahmen notwendige Verkürzung zu entschuldigen.

Und doch denke, dass mit diesem kleinen Schlaglicht das grundsätzliche Dilemma einer Pädagogik angedeutet ist, die sich als wertefrei und allgemein verstehen wollte.

Als Resultat ergab sich meines Erachtens ein großes Dilemma in der Pädagogik: Nämlich das Ausweichen vor der Frage, welche Werte denn nun vermittelt werden sollen.

Wenn die Methodik das Entscheidende des Unterrichtsgeschehens wird, bleiben Probleme nicht aus! Hier scheint mir ein Grundproblem der pädagogischen Wissenschaft auch unserer Zeit zu liegen:

Ist sie als voraussetzungs freie Wissenschaft einer Freiheit der Werte verpflichtet, dann muss sie sich darauf beschränken, lediglich eine Bedingungsgefüge von Prozessen zu beschreiben. Pädagogik meint dann die Reflexion von Abläufen.

Sie weicht der Frage nach der Wertevermittlung aus und kann auch keine verantwortete Antwort auf das Wozu der Vermittlung von Wissen geben, bzw. kann dieses nur so allgemein tun, dass von ihren Antworten keine Orientierung gebende Kraft ausgehen kann.

Die Ergebnisse können beobachtet werden oder schlagen sich in der pädagogischen Literatur als beißende Kritik nieder.

Ich erinnere an ein Gespräch mit einem Kollegium in einer Grundschule, in der es darum ging, ob überhaupt noch der Advent begangen werden dürfe, wo doch nun

muslimische Kinder in der Schule seien. Hier wurde der Vermittlung von gesellschaftlichen Werten und Gegebenheiten eine Absage erteilt, weil die Frage nach dem, wozu Schule dienen soll, nicht gestellt wurde.

Gleichzeitig nehme ich eine sehr deutliche Gegenbewegung wahr. Ich habe mal durch den Bücherschrank meiner Frau, die selber Rektorin ist, geschaut.

Es ist die Dokumentation eines Umbruchprozesses ebenso wie großer gesellschaftlicher Verunsicherung.

Ich greife drei Bücher heraus: Zunächst einmal, viele mögen es gelesen haben, Bernhard Bueb, Lob der Disziplin. Schon im Klappentext heißt es: „Es gibt keinen Konsens mehr darüber, wie man Kinder und Jugendliche erzieht, mit der fatalen Folge, dass viele Eltern verunsichert sind. Sie haben Skrupel, klare Regeln vorzugeben und Grenzen zu ziehen, und leiden gleichzeitig darunter, dass ihnen die Kinder auf der Nase herumtanzen.“ Die Folgerung in diesem Buch: Disziplin, Deutlichkeit, Grenzen setzen.

Ein anderes Buch: „Susanne Gaschke, die Erziehungskatastrophe“. Sie setzt viel früher an und fordert, man höre und staune, dass überhaupt wieder erzogen wird, dass also Kinder mit den geltenden Normen der Gesellschaft vertraut gemacht werden.

Und schon etwas älter, ganz provokant formuliert: Michael Felten, Neue Mythen in der Pädagogik. Das Buch fragt, warum Schule eigentlich Spaß machen soll, oder ob das wirklich stimmt, dass ein selbstbestimmtes Lernen das Bessere ist. Auch hier ein Zitat aus dem Klappentext: „Demgegenüber plädieren die Autoren für eine Schule, die die Anstrengungen des Lernens nicht leugnet - weil sie zum Glück des Könnens verhelfen möchte.“

Wie, liebe Versammelte, kommen wir hier weiter? Was wir erleben, ist ein gewaltiger Umbruchprozess, ähnlich dem, der in den 60er Jahren stattgefunden hat.

Nur noch verschärft durch die radikale gesellschaftliche Veränderung von der Industrie- zur Wissensgesellschaft, die nur durch die Fähigkeit des lebenslangen Lernens vollzogen werden kann.

Wie soll nun Schule sein? Oder anders: Wie wird Ihr Unterricht sein, im nächsten Jahr, oder auch in 10 oder 20 Jahren?

Ich wünsche mir für Sie, für uns und unsere Gesellschaft, dass Sie immer wieder innehalten und reflektieren: Was will ich vermitteln? Welche Werte will ich weitergeben, und warum, und auch vor welchem Hintergrund?

Mir persönlich sind die christlichen Werte wichtig: Der Mensch als Kostbarkeit Gottes, als Einmaligkeit der Schöpfung, gewollt und bejaht, ein Gegenüber in großer Freiheit.

Übrigens heißt es ja im Schulgesetz von Niedersachsen, § 2: (1)Die Schule soll im Anschluss an die vorschulische Erziehung die Persönlichkeit der Schülerinnen und Schüler auf der Grundlage des Christentums, des europäischen Humanismus und der Ideen der liberalen, demokratischen und sozialen Freiheitsbewegungen weiterentwickeln.

Nehme ich diesen christlichen Hintergrund, diesen Freiheitsbegriff so an, dann hat das Folgen, ganz konkret.

- Dann ist der Schüler für mich ein Gegenüber.
- Dann ist die Schülerin für mich eine Kostbarkeit.
- Dann ist eine Störung kein Problem, sondern drückt ein solches aus.
- Dann geht es mir darum, Kinder und Jugendliche zu fördern, zu begleiten, zu ermutigen und auch, ja auch, ihnen notwendige Grenzen ihres Handelns aufzuweisen. Freiheit endet ja immer dort, wo die Freiheit des anderen beginnt.

Und das ist mir ein wichtiger Satz: Der Freiheitsgedanke führt mich in das Gegenüber von Beziehungen. Der Beziehungen von Schülerinnen und Schüler untereinander, aber auch in das Geflecht der Beziehung zwischen Lehrer und Schüler.

Was ich mir wünsche: Werden Sie und bleiben Sie ein Gegenüber. Verstehen Sie sich nicht nur als Prozessbegleiter, sondern als Diejenige oder Derjenige, dem oder der es deutlich anzumerken ist, dass da ein Anliegen ist:

Nämlich die Vermittlung von Werten.

Und das bitte nicht um ihrer selbst willen, sondern mit dem Ziel, Kinder in dieser komplizierten Welt das notwendige Rüstzeug zu geben, ein eigenständiges und selbstbestimmtes Leben führen zu können.

Nochmals: Einen herzlichen Glückwunsch zu Ihrem heutigen Abschluss. Es ist großartig, dass Sie diesen Beruf ergriffen haben! Ich wünsche Ihnen das denkbar Beste: Gottes Segen in einem guten Anfang und weiterhin ein gutes Gelingen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!